

7. Sekundärliteratur

Christian Friedrich Schwartz, evangelischer Missionar in Trankebar, Tiruschinapalli und Tanjour in Ostindien. Nach seinem Leben und Wirken dargest..

Vormbaum, Reinhold

Düsseldorf, 1851

Sechstes Kapitel. Schwartzen's Wirksamkeit in Tanjour bis zu seiner Niederlassung daselbst.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Sechstes Kapitel.

Schwarz's Wirksamkeit in Tanjour bis zu seiner Niederlassung daselbst.

Saget unter den Heiden, daß der Herr König sei, und habe sein Reich, so weit die Welt ist, bereitet, daß es bleiben soll, und richtet die Völker recht.

Psalm 96, 10.

Bei seinem Eintritte in die Missionsarbeit zu Tirutschinapalli hegte Schwarz die Hoffnung, daß sich ihm von da aus eine gesegnete Wirksamkeit im Innern des Landes eröffnen werde. Wie ich bereits erwähnt habe, so war es namentlich das Königreich Tanjour, in welches er von Tirutschinapalli aus mit der Predigt des Gekreuzigten vorzudringen beabsichtigte. Je mehr der Heidenbote das Elend kennen lernte, unter welchem das Land seufzte, desto mehr wuchs sein Eifer, ihm die rechte Hülfe im Evangelium zu bringen.

Schwarz hat uns in ergreifender Darstellung die Noth Tanjours geschildert. Der König oder Radscha herrschte über das Land mit unumschränkter Gewalt; aber „er war mehr ein Sklave, als ein König.“ Er war ein Spielball in den Händen seiner eifersüchtigen Weiber; verschlagenen und geldgierigen Brahminen hatte er die Verwaltung des Landes anvertraut. Der Einfluß, welchen die Priester auf ihn zu gewinnen gewußt hatten, machte ihn zu einem willenlosen Werkzeuge ihrer eigennützigen und ungerechten Absichten. Die Gesetze des Landes wurden von ihnen ungestraft übertreten; das Recht des Volks wurde Nichts geachtet. — Weil die Beamten auf die Unterdrückung der Unterthanen ausgingen, so suchten diese durch allerlei

Betrug sich so schadlos wie möglich zu halten. Bei den Meisten galt der Grundsatz: Ohne Stehlen kann man nicht leben.

Wie es mit der Kinderzucht im Lande aussah, darüber magst Du Schwarz selbst hören. „Wenige Kinder lernen lesen, schreiben und Rechnung führen. Das Lesen lernen sie aus heidnischen Büchern, worin die erdichteten Erscheinungen ihrer Götzen nebst allen ihren ungerechten und unreinen Handlungen beschrieben werden. Nun denken sie: wir können nicht besser werden, als unsere Götter; diese aber haben Lügen, Unreinigkeit, Ungerechtigkeit und Rachsucht allenthalben ausgeübt, es kann daher nicht so sündlich sein. Hierdurch wird auch das Wenige, so sie aus Betrachtung des Werks der Schöpfung erkennen, sehr verdunkelt. In ihren Göztempeln werden die allerschändlichsten Handlungen ihrer Götzen in Bildern und ärgerlichen Gemälden gezeigt, welches die armen Leute vollends in den Roth ihrer Lüste versenkt. Die Folgen von diesem teuflischen Unterricht sieht man zu deutlich. Leib und Seele wird hierdurch zerstört. Viele Tausende fühlen ihren Irrthum auf eine empfindliche Weise. Die Auferziehung der Knaben ist höchst elend; das weibliche Geschlecht aber wird ganz verabsäumt. Es ist höchst selten, daß ein Vater seiner Tochter Gelegenheit gibt, lesen zu lernen.“

Auf die Einladung des Kapitain Berg begab sich Schwarz im April 1769 nach Tanjour*). Wo ihm unterwegs Gelegenheit gegeben wurde, den Samen des Wortes auszustreuen, da ließ er sie nicht ungenutzt. Der Herr, der ihm bisher die Wege gebahnt, eröffnete ihm auch in Tanjour die Aussichten auf eine erfolgreiche Wirksamkeit.

*) Eben hatten die Engländer mit dem kühnen Eroberer Hy der Ali Frieden geschlossen, so daß jetzt für die Missionsarbeiten durch die Kriegsunruhen keine Gefahr zu fürchten war.

Der König hatte von Schwarz gehört; er war begierig, den christlichen Lehrer kennen zu lernen. Schwarz wurde zu ihm in den Königspalast beschieden. Am 30. April, gegen fünf Uhr Abends, betrat der Heidenbote, nachdem er fast den ganzen Tag über hatte warten müssen, das königliche Gemach. In einem Briefe an den jüngeren Francke in Halle vom 3. Juni 1769 hat er selbst diesen Besuch näher beschrieben. Ich theile ihn Dir mit*). — „Am 30. April, nachdem ich vor der tamulischen Gemeinde über das Gebet gepredigt hatte, wurde ich auf die Festung gerufen. Von 11 Uhr Vormittags bis 5 Uhr Nachmittags war ich auf dem Schloß und rebete mit allerlei Menschen, bis ich ganz müde ward. Ein Brahmine fragte mich, wie man die irdischen Lüfte überwinden könnte? Ich wies ihn zu dem Erlöser der Welt hin, zu dessen Leiden und Tod und den Kräften des heiligen Geistes, die er uns dadurch erworben hat. Andern predigte ich des Menschen tiefes Verderben, den herrlichen Erlöser von Sünde, Tod und Hölle, und den Weg der Gottseligkeit. Als ich aufs Schloß kam, waren da viele hundert Schreiber, Rechnungsführer und Bediente, die Alle recht freundlich waren und wünschten, daß ich so predigen könnte, daß das ungerechte, gottlose Wesen zu nichte gemacht würde. Bis 5 Uhr hielt ich mich an einem Orte auf, wo sich der König bisweilen öffentlich zeigt. Darauf wurde ich durch viele dunkle Wege zum König geführt, der in einem viereckigen Raume auf einem Bette saß, das oben fest gemacht war, und in welchem er sich wiegen konnte. Auf beiden Seiten zu seinen Füßen saßen seine Bedienten. Gleich oben ihm gegenüber war in einer Entfernung von 10—12 Fuß ein Stuhl für mich

*) Eine andere Nachricht über diese Zusammenkunft gab Schwarz in seinem Jahresberichte von 1769, Neuere Halle'sche Berichte Band I. S. 499 — 502.

gefezt. Der perſiſche Dolmetſch ſagte auf Perſiſch, daß der König vortheilhaft von mir habe reden gehört und deſhalb nach mir geſchickt habe. Ich dankte dem Könige für ſein Wohlwollen, daß er mich habe rufen laſſen, und wünſchte, daß ihn Gott mit allerlei Segen reichlich ſegnen wolle. Der perſiſche Dolmetſch wollte nicht ſagen, daß ich den König geſegnet habe, weſhalb Einer, der nahe bei ihm ſtand, ſagte: „Er ſegnet Euch.“ Der König antwortete freundlich: „Er iſt ein Prieſter.“ Dann wurde gefragt, ob ich verheirathet ſei, worauf ich antwortete: nein. Der König fragte, woher es käme, daß einige europäiſche Leute den Bilderdienſt verwürfen, Andere aber, wie die Franzoſen und Portugieſen, ihn beibehielten? Ich bat um die Erlaubniß, Tamuliſch reden zu dürfen, damit es die Umſtehenden verſtehen könnten, und ſagte: Der Bilderdienſt iſt in Gottes Wort ausdrücklich verboten; aber weil das Wort Gottes dem Volke nicht in die Hände gegeben wird, ſo gerathen ſie in Abgötterei und gehen irre. Auf die Frage: wie man denn zur Erkenntniß Gottes komme? antwortete ich: Gott hat ſich nach ſeiner großen Barmherzigkeit den Menſchen auf zweierlei Weiſe geoffenbart, zuerſt durch die großen Werke, die er geſchaffen hat, Himmel, Erde, Sonne und Mond, wodurch er ſeine Allmacht, Güte und Weiſheit, bewieſen und alſo dieſe großen Werke zu unſerer Belehrung hingestellt hat; ja täglich offenbart er ſich durch ſeine tägliche Fürſorge für uns. Alles, was wir eſſen und trinken, fordert uns auf, Gott zu erkennen und ihn dankbar zu verehren. Das andere Mittel, welches Gott uns in Gnaden geſchenkt hat, daß wir ihn dadurch erkennen ſollen, iſt ſein Wort, welches er durch gewiſſe, von ihm ſelbſt dazu bereitete heilige Menſchen hat aufſchreiben laſſen. Aus demſelben können wir deutlich erkennen und lernen, was zu unſerer Seligkeit zu wiſſen nothwendig iſt, und was wir durch

Betrachtung der Schöpfung nicht hätten ausfindig machen können. Wenn es nun der König erlaubt, will ich einige Hauptlehrsätze kurz darlegen. Der König sagte: Ja, ich erlaube es; nenne einige Hauptlehrsätze! Darauf ich: Die größte Hauptlehre betrifft den einzig wahren Gott und seine Herrlichkeit. Das Wort oder das Gesetz lehrt uns, daß Gott ein Geist ist, der einen unendlichen Verstand hat, aber keine Gestalt, keinen vergänglichen Leib, wie wir. Deshalb ist es seiner Ehre zuwider, wenn die Menschen ihn abbilden. Sie stellen ihn da als einen vergänglichen Menschen dar und spotten seiner, statt, wie sie meinen, ihm Ehre zu erweisen. Weiter sagt das Wort, daß Gott allwissend, heilig und gerecht, gütig, barmherzig und allgegenwärtig ist. (Diese Eigenschaften Gottes wurden erklärt, und Einer von des Königs vornehmsten Bedienten wiederholte allemal die Erklärung.) Ist nun der wahre Gott ein Geist, ist er allwissend, heilig, gerecht, allmächtig und allgegenwärtig, so bedenket doch, ob man ihn abbilden könne! Ist ein Steinbild oder ein Holzkloß, der weder Verstand noch Heiligkeit, noch Kraft, etwas zu thun, besitzt, eine passende Abbildung des allmächtigen, heiligen und allwissenden Gottes? Wird nicht der wahre Gott dadurch verunehrt, und seine Erkenntniß gehindert? Wir Europäer haben vorzeiten auch Götzenbilder von Gold, Silber, Stein und Holz gemacht, haben uns vor diesen Götzenbildern gebeugt und sind rings in der Irre umhergelaufen, (dieser Ausdruck mußte dem Könige zu lebhaft vorgekommen sein, denn er lächelte, sagte aber doch: fahre fort!) aber Gott hat sich über uns erbarmt, uns Lehrer der Wahrheit gesendet und zu seiner Erkenntniß gebracht. Hier führte ich die Lehrer, welche das Evangelium zuerst in Europa verkündigt hatten, redend ein, ließ sie ihre Gründe gegen das Heidenthum in recht starken Ausdrücken anführen und die

Europäer beweglich ermahnen, den Götzendienst fahren zu lassen und sich zu dem lebendigen Gott zu bekehren, denn ich glaubte, daß ich auf diese Weise mit dem geringsten Anstoße die Wahrheit vorlegen könnte. — Darauf kamen wir zu der andern Hauptlehre, nämlich von dem Verderben, welches sich von Natur in dem Herzen aller Menschen findet. Ich sagte: eine Seele, welche Gott über Alles fürchtet, liebt und vertraut, deren Gedanken, Begierden und Neigungen also auf Gott gerichtet sind, um ihn zu ehren und zu preisen, eine solche Seele ist gesund. Sehen wir aber nun auf uns selbst und prüfen wir uns, so finden wir, daß unsere Neigungen und Begierden auf irdische, fleischliche Dinge gerichtet sind. Daraus merken wir, daß unser Herz und unsere Seele sich nicht in dem rechten, Gott wohlgefälligen Zustande befindet, sondern verderbt ist. Und dies lehrt uns auch Gottes Wort, das mit einer trüben Erfahrung übereinstimmt. Darauf kamen wir zu der dritten Hauptlehre, wie wir durch den Mittler von unserm Jammer und Elend können befreit werden. Ich sagte, daß ich ihm zuerst, wenn er es erlaubte, ein schönes Gleichniß vorlegen wollte, das in Gottes Wort enthalten sei. Der König sagte: Ja, laß es uns hören. Es war das Gleichniß von dem verlorenen Sohne, das ich erst erzählte und dann anwendete. Ich zeigte, wie wir von Gott abgefallen und dadurch Verstand und Willen, Leib und Seele verderbt hätten; ich zeigte, daß das Beste, was wir im Dienst der Sünde und des Teufels erwarten könnten, Träger seien, und daß die Betrachtung sowohl des Guten, das der gnädige Gott uns schenken will, als des Jammers, den wir im Dienste der Sünden ernten, uns zum Aufstehen auffordern soll; ich zeigte endlich, daß uns Gott mit unsäglichem Liebe annehmen will. Hier wurde ich fortzufahren gehindert; denn es wurde Backwerk gebracht

und ich aufgefordert, zu essen. Ich aß ein wenig und erzählte, daß wir Christen, wenn wir leibliche Güter, Speise und Trank genießen, Gott für seine Güte gegen uns zu loben und ihn um seine Gnade anzurufen pflegen, um die leiblichen Kräfte, die wir durch den Genuß seiner Gaben empfangen, zu seinem Dienst anzuwenden. Ich hielt dann nach des Königs Verlangen ein Gebet. Darauf begehrte er ein geistliches Lied zu hören, da er erfahren hätte, daß wir zu singen pflegten. Da ich ein solches Begehren erwartet hatte, hatte ich das Lied: „Mein Gott, das Herz ich bringe Dir,“ bei mir *) und sang ihm die drei

*) Nach dem deutschen Originale Joh. Kasp. Schade's lauten die Verse so:

Mein Gott, das Herz ich bringe Dir
Zur Gabe und Geschenk;
Du forderst dieses ja von mir,
Deß bin ich eingedenk.

Gieb mir, mein Sohn, Dein Herz! sprichst Du,
Das ist mir lieb und werth;
Du findest anders auch nicht Ruh'
Im Himmel und auf Erd'.

Nun Du, mein Vater, nimm es an,
Mein Herz, veracht' es nicht,
Ich geb's, so gut ich's geben kann,
kehr' zu mir Dein Gesicht.

Zwar ist es voller Sündenwust
Und voller Eitelkeit,
Des Guten aber unbewußt
Und wahrer Frömmigkeit.

Doch aber steht es nun in Neu',
Erkennt sein'n Nebelstand
Und träget jetzt vor dem Scheu,
Daran's zuvor Lust fand.

ersten Verse vor. Die übrigen las ich ihm vor und fügte einige Erklärungen hinzu. Der letzte Vers war der fünfzehnte: „Ubattirangöl wara tse, nir adarittirum“ u. s. w. Darauf bezeugte der König seine Zufriedenheit und sagte,

Hier fällt und liegt es Dir zu Fuß!
Und schreit: nur schlage zu!
Zerknirsch', o Vater, daß ich Buß'
Rechtfchaffen vor Dir thu!

Zermalne meine Härteigkeit,
Mach' mirbe meinen Sinn,
Daß ich in Seufzer, Reu' und Leid
Und Thränen ganz zerrinn'.

Sodann nimm mich, mein Jesu Christ,
Tauch' mich tief in Dein Blut;
Ich glaub', daß Du gekreuzigt bist
Der Welt und mir zu gut.

Stärk' mein' sonst schwache Glaubenshand,
Zu fassen auf Dein Blut,
Als der Vergebung Unterpand,
Das Alles machet gut.

Schenk' mir nach Deiner Jesushuld,
Gerechtigkeit und Heil,
Und nimm auf Dich mein' Sündenschuld
Und meiner Strafe Theil.

In Dich wollst Du mich kleiden ein,
Dein' Unschuld ziehen an,
Daß ich, von allen Sünden rein,
Vor Gott bestehen kann.

Gott, heil'ger Geist! nimm Du auch mich
In die Gemeinschaft ein,
Ergieß' um Jesu willen Dich
Tief in mein Herz hinein.

Dein göttlich Licht schütt' in mich aus
Und Gluth der reinen Lieb',

daß er niemals dergleichen von einem Europäer gehört hätte; ich möchte es nicht übel nehmen, daß er mich den ganzen Tag habe warten lassen. Ich bezeugte, daß ich ihm von ganzem Herzen alles Gute und allen Segen wünschte, und damit nahm ich Abschied.“ —

Schwarz verließ nicht lange nach dieser Zusammenkunft Tanjour. Er ließ dem Könige noch einmal durch seinen Freund, den Kapitain Berg, für sein Wohlwollen danken. Als der König von der Abreise des Heidenboten hörte, sagte er: „Was, ist der Padre weggegangen, ich meinte, er würde bei uns bleiben.“ Auf die Antwort Berg's, daß der König ihm ja nicht zu bleiben geheißten, erwiderte er: „Es ist mein ernstlicher Wunsch, daß er hier in Tanjour wohne.“ Schwarz erhielt durch seinen Freund von dieser günstigen Stimmung gegen ihn Nachricht. Er berieth mit seinen Mitarbeitern in Trankebar, Madras und Cudalur, wie dieselbe für die Ausbreitung des Reiches Gottes zu benutzen sei. Die Brüder hielten für gut, daß Schwarz sich wiederum nach Tanjour begeben, „um zu sehen, was des Königs Absicht sei.“ Da ihn der König eingeladen hatte, so machte sich der Missionar schon im Juni 1769 auf den Weg. Er wurde von dem Nadscha

Lösch' Finsterniß, Haß, Falschheit aus,
Schenk' mir stets Deinen Trieb.

Hilf, daß ich sei von Herzen treu
Im Glauben meinem Gott,
Daß mich im Guten nicht mach' scheu
Der Welt Ist, Macht und Spott.

Hilf, daß ich sei von Herzen fest
Im Hoffen und Geduld,
Daß, wenn Du mich nur nicht verläßt,
Mich tröste Deine Huld.

freundlich empfangen. „Nach einigen wenigen Fragen,“ so berichtet er, „fragte mich der König, was das bedeute, daß wir den Sonntag feierten? Ich erklärte ihm das Gebot Gottes von der Feier des Sabbathtages und von der gnädigen Absicht Gottes bei Gebung dieses Gebotes, daß es nämlich gegeben sei, uns heilig und selig zu machen; oder daß der Sabbathtag von Gott dazu geordnet sei, daß wir mit Beiseitsetzung auch rechtmäßiger Arbeit für das Heil unserer Seelen sorgen sollen. Er fragte ferner, warum wir Christen uns nicht schmierten, wie sie thäten? Ich antwortete, die Heiden hätten die Meinung, daß sie dadurch von Sünden gereinigt würden; wir aber wüßten, daß die Sünde dadurch nicht könnte getilgt werden, sondern Gott habe ein anderes Mittel durch Sendung eines mächtigen Heilandes dazu verordnet, welcher unsere Sünden auf eine dem heiligen Gott gemäße Weise abgethan, und daß wir durch den Glauben an diesen Heiland die Tilgung unserer Sünden zu suchen hätten. Er fragte etwas von dem Könige in England und wünschte unser Land zu sehen. Ich nahm davon Gelegenheit, ihm etwas von dem Christenthum, welches in unserm Lande gelehrt würde, zu sagen, und wie dasselbe der Weg sei, wodurch den Königen und Unterthanen Heil widerfahre; fügte auch hinzu: das ist unser Wunsch, daß ihr und eure Unterthanen es ebenfalls annehmen möchtet, damit ihr und eure Unterthanen eben das Heil in Zeit und Ewigkeit dadurch erlangen möget. Er sahe mich an und lächelte. Sein Haupt-Brahmine, welcher die Verwaltung des Landes und der Einkünfte besorgt, kam oft mit Nebendingen ein und wollte unter Andern einen Vers im Persischen wiederholen, welchen er in seinen jüngern Jahren gelernt. Der König verlangte, ich sollte mit dem Brahminen Persisch reden, welches ich that. Ich gab ihm eine kurze Ermahnung, er bezeugte aber, daß

er das Persische wieder vergessen habe. Er erzählte aber dem Könige, was er in Pondicheri bei den Römischen gesehen, worauf der König antwortete, daß wir von den Römischen weit entfernt wären. Die Unterredung endigte sich hier, und der König zeigte mir mit der Hand, daß ich bleiben würde.“ — Schwarz hielt sich wohl einen Monat in Tanjour auf. Er sah hier ein großes Feld vor sich, das weiß war zur Ernte. Es wartete nur der Schnitter. Die Hindu waren begierig nach dem Worte des Lebens. Haufenweise strömten sie herzu, es zu hören. Zu bestimmten Stunden des Vor- und Nachmittags predigte Schwarz auf den Straßen und öffentlichen Plätzen der Stadt. Er erklärte da gern die Gleichnisse des Herrn, an denen die Heiden ihr besonderes Wohlgefallen hatten. Sie lobten das Christenthum und sagten: wenn nur der König es annehmen wolle, so wollten sie alle das Heidenthum verlassen. Schwarz hegte die Hoffnung, daß der König sich noch einmal von dem Götzendienste lossagen und das Christenthum annehmen werde. Wenigstens hörte der Fürst gern die Verkündigung des Wortes von der Veröhnung. Als der Heidenbote einmal vor dem Palaste von dem wahren Gotte Zeugniß ablegte, stand der König in einem Oberzimmer und hörte aufmerksam zu. Er äußerte gegen die Anwesenden: „Er erkläret unsere Götzen für lauter Teufel; wir müssen ihn nur hier behalten, um das thörichte Volk zu unterrichten.“ —

Du kannst denken, daß die Brahminen Schwarzens Wirksamkeit zu hemmen suchten. Einer von ihnen warf ihm einmal auf öffentlicher StraÙe vor, er mache es, wie die römischen Priester, und ziehe die Leute mit Geld zu sich. Unser Heidenbote forderte den Hindu vor der versammelten Menge auf: Beweise mir, daß ich oder meine Brüder in Frankbar auch nur einen Heiden mit Gelde herbeigelockt

haben, so will ich schweigen. Der Brahmine sagte: Was! habe ich dergleichen nicht gesehen in Pondicheri? — Schwarz erklärte ihm aber, daß er mit den Priestern in Pondicheri keine Gemeinschaft habe. — Die Zuneigung des Königs gegen die christlichen Lehrer sahen die heidnischen Priester höchst ungern. Sie fürchteten, Schwarz werde ihre betrügerischen Wege aufdecken und sie dadurch um ihren Einfluß bei dem Fürsten bringen. Darum suchten sie jede Zusammenkunft des Königs mit dem Missionar zu hintertreiben. Und der König mußte ihrem Willen folgen. „Der arme König,“ sagt Schwarz, „sitzt wie im Gefängniß. Seine Bedienten betrügen ihn und das ganze Land. Diese sind's, welche das Hiersein eines Missionars auf's Aergste verhindern. Deffentlich wurde gesagt, daß der König mich gerne um sich haben möchte; allein die großen Bedienten wären dawider.“ — Vor seiner Abreise ließ Schwarz dem Radscha durch einen Beamten sein Salam bringen und anfragen, was der Fürst über sein weiteres Bleiben in Tanjour beschloffen habe. Er erhielt die Antwort, daß er für dieses Mal nur wieder nach Tirutschinapalli gehen solle, der König aber sehe ihn als seinen Padre an. — Also geschieden, zog unser Bote im Juli wieder nach Tirutschinapalli.

Im Oktober 1770 unternahm Schwarz, begleitet von einem eingeborenen Katecheten, eine dritte Reise nach Tanjour. Täglich arbeiteten die Beiden an Heiden und Christen. Unter den Römischen entstand eine große Aufregung. Sie verlangten, Schwarz solle mit ihrem Pater ein Gespräch halten, und der Bote war dazu bereit. Unser Schwarz erschien am festgesetzten Tage; der römische Pater aber blieb aus. Als seine Anhänger ihn rufen wollten, lehnte er jede Unterredung ab. „Das gefiel den römischen Leuten nicht wohl, daher Viele sagten, daß, wenn Einer von uns sich in Tanjour aufhalten wollte, Viele sich

zur Wahrheit wenden würden.“ Auch unter den Hindu fand Schwarz Eingang, so daß er sich wieder ernstlicher mit dem Gedanken an eine bleibende Thätigkeit in der Stadt beschäftigte. Doch vergingen noch mehrere Jahre, ehe die Sache zur Ausführung kam. Der Nadscha von Tanjour wurde 1771 in einen Krieg mit dem Nabob vom Carnatif und den Engländern verwickelt. Die Hauptstadt Tanjour wurde beschossen; der Nadscha mußte um Frieden bitten. Während der Kriegsunruhen war eine Wirksamkeit Schwarzens in dem Lande unmöglich. Erst im März 1772 ging er wieder nach Tanjour. Drei Gehülfen begleiteten ihn. Am zweiten Tage nach seiner Ankunft wurde er in den Königspalast gerufen. Des Königs Bruder, die vornehmsten Beamten und Generale hatten sich versammelt. Er legte ihnen auf ihre Bitte den Inhalt der christlichen Lehre dar. Bis an den Abend wartete der Bote auf den König; allein er kam nicht. Erst am folgenden Tage sprach ihn Schwarz. „Pater,“ redete der Nadscha ihn an, „ich will mit euch besonders reden.“ Kaum aber waren die Beiden allein, als ein Brahmine die Unterredung störte. Auf einen Wink des Königs wendete sich der Missionar an den Brahminen. Der hörte die Lehren und Ermahnungen an, erwiderte aber kein Wort. — Bei der Trauung einer Tochter des Kapitan Berg, welche auf des Nadscha Wunsch im Palais stattfand, hatte Schwarz Gelegenheit, mit dem Fürsten besonders zu reden. Er bat ihn um einen Platz, damit die christliche Gemeinde sich eine Kirche bauen könne. Der König schwieg. Endlich sagte er: „Ihr verlangt einen Platz zur Kirche, ja, gut, ihr möget diejenigen besetzen, welche schon Christen sind, aber von meinen Leuten müßt ihr keinen zu euch führen.“ Schwarz bekannte ihm, es sei nur ein Weg zum Leben; es sei daher zu wünschen, daß alle auf demselben wandeln möchten.

Der König aber schwieg stille. — Schwarz bemerkte in dem Betragen des Königs eine große Veränderung. Früher hörte er die christlichen Lehren gern, jetzt schien er sie zu verachten. Fünffmal kam der Heidenbote während seines Aufenthaltes in Tanjour mit dem Könige zusammen. Einmal ermahnte er ihn, sich von den todten Götzen zu dem lebendigen Gott zu wenden. Der König aber meinte: „Pater, das ist nicht so leicht, als ihr es euch vorstellt.“ — „Er selbst,“ sagt Schwarz, „fürchtet sich, das Geringste von sich merken zu lassen. Ja, die argen Leute reden mannmal öffentlich, daß sie ihn aus dem Wege räumen wollen; und solche Drohworte werden ihm dann wieder beigebracht von solchen, die äußerlich sich als treue Diener stellen.“ Der König wollte die Freundschaft Schwarzens zu politischen Zwecken benutzen. Er dachte durch Vermittlung des Heidenboten die gestörte Eintracht mit den Engländern herzustellen. Schwarz hätte auch wohl dafür gewirkt, allein „es war eine gefährliche Sache, mit diesen Leuten, welche die Lügen so lieb haben, in solchen Dingen etwas zu thun zu haben.“ Allein die Brahminen wollten nicht, daß der Missionar sich in die Angelegenheiten des Landes mische; so nützte ihm denn auch nichts die Versicherung des Königs: „Pater, ich traue euch, weil ihr euch aus Geld Nichts macht.“

Der Haß der Brahminen gegen den Boten wußte ihm allerlei Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Sie gingen darauf aus, ihm den bisher genossenen Schutz und die Freiheit, das Evangelium zu predigen, zu entziehen. Ich theile Dir hier einen Bericht des Heidenboten über einen zweimaligen Besuch in Tanjour im Jahre 1773 mit. Du wirst aus demselben die Stellung des Missionars näher kennen lernen. „Zweimal habe ich Tanjour besucht, und ich hatte auf der ersten Reise häufige Gelegenheit, das

Evangelium in und außer der dafigen Festung zu verkündigen. Es schien, als ob das arme Volk aufmerksam würde. Allein wir wurden in diesem uns gar angenehmen Geschäfte gar stark gehindert. An einem Morgen ging ich mit Einem der Gehülfen aus, und wir hatten einen großen Haufen Heiden um uns, mit denen wir von dem einigen wahren Gott und Heiland redeten. Ein Brahmine, welcher von dem Flusse herkam, wo er und viele Tausende sich denselben Morgen gebadet, (denn es war ein besonderer Festtag) rief, da er sah, daß so viele Leute mir zuhörten, aus: Karmam, Karmam, d. i. Sünde, Sünde. Indessen ließen sich die Zuhörer dadurch nicht wegtreiben. Bald darauf aber kam Einer von des Königs Bedienten, welcher ein großes Geschrei machte. Er sagte, daß wir wider ihre Götter predigten, welche sie doch anbeteten, daß er darnach trachten wollte, daß mir das öffentliche Predigen verboten würde. Ich bat ihn, sich niederzusetzen, und suchte ihn lieblich zu befriedigen. Aber es war vergebens, er wurde immer ungestümer und ging endlich im Zorne weg. Die Einwohner suchten ihn zu befriedigen und sagten, daß ich ja Keinen zwänge. Er aber schalt auf sie gleichfalls und eilte davon. Des andern Tages früh ging ich in der weitläufigen Vorstadt herum und predigte, wie zuvor. Gegen zehn Uhr war ich nicht weit von dem Marktplatze, wo eine Menge Menschen um mich standen und mir zuhörten. In dieser Beschäftigung kam ein Gerichtsdiener, welcher mich zu seinem Herrn zu kommen abrief. Ich folgte ihm, und da ich zu ihm kam, fragte er mich, wer mir Macht gegeben hätte, so frei und öffentlich mit dem Volke zu reden? Ich antwortete ihm freundlich und sagte, daß ich in und außer der Festung nun an zehn Jahre öffentlich geredet, auch selbst mit dem Könige und seinen Bedienten, und daß ich niemals im Geringsten gehindert worden, daher

ich voraussetzte, daß mein öffentliches Lehren dem Könige nicht ganz zuwider sei. Wohl, sagte er, ihr sollt von nun an nicht mehr so öffentlich reden, es sei denn, daß ihr mir eine schriftliche Ordre von dem Könige verschafft, euch öffentlich reden zu lassen. Ich erwiderte: Was ist die Ursache dieses eures Betragens? Was für Uebel ist aus meinen Lehren entstanden? Ich weise euch auf den einigen wahren Gott, der Himmel und Erde gemacht hat. Er sagte: Es ist mein Amt, allen zu großen Anlauf zu verhüten, und weil dergleichen sich ereignet, wenn ihr mit den Leuten redet, so werde ich es hindern. Ein Brahmine saß dabei und redete auch ein paar Worte. Ich gab ihnen eine kurze Ermahnung und ging von ihnen. Ich wußte nicht, ob die Leute heimliche Ordre vom Könige dazu hatten, oder ob sie bei der jetzigen unordentlichen Regierung es für sich thaten. Es that mir innig wehe, daß die Thür des Wortes Gottes sollte verschlossen werden. Nicht lange darauf ließ mich einer der vornehmsten Generale des Königs, mit Namen Wala-Sindei, bitten, am Vormittage des nächsten Tages zu ihm zu kommen. Ich that, was er begehrte, und redete mit vielen Leuten in seinem Hause, ehe er von seinem obern Gemach herunterkam. Da er kam, bat er mich, den Hauptinhalt der christlichen Lehre ihm vorzulegen, und zwar in indostanischer Sprache, weil er als ein geborener Marattier das Tamulische nicht völlig verstünde. Ich ging also die christliche Lehre durch, redete zuerst von der Herrlichkeit Gottes und seinen göttlichen Eigenschaften, leitete daraus die Sündlichkeit des Götzendienstes her, wies ihn auf den gegenwärtigen sündlichen Zustand der Menschen, wie alle Menschen in der Irre gingen und daher im Gerichte Gottes strafwürdig wären, woraus ich die Nothwendigkeit eines göttlichen Helfers und Erretters herleitete. Endlich kam ich auf die Lehre von

der Erlösung, so durch Christum geschehen, wie auf die heilige Ordnung, dieser Erlösung theilhaftig zu werden, ingleichen, wie herrliche Mittel uns der gnädige Gott angewiesen, Kraft zu erlangen, um in die göttliche Ordnung zu treten und darin bis an's Ende einherzugehen. Bei der Lehre von dem Herrn Christo machte er einige Anmerkungen, sagte aber zuletzt: „Padre, ich habe bisher nichts von dieser Lehre gewußt, sonst würde ich mich oft mit euch unterredet haben. Ich wünsche mit euch bekannt zu werden. Er wurde hierauf zum Könige gerufen, daher wir abbrachen. Nur Eins erwiderte ich, da er die Lehre so rühmte, und sagte: Diese Lehre ist freilich der einzige Weg zum Leben; allein es scheint, daß sie in Tanjour nicht länger soll geduldet werden.“

Schwarz hatte dem Könige und seinen Beamten oft gesagt, daß sie, so sie stets dem Worte des Herrn widerstrebten, sich und das Land in's Verderben stürzen würden. Nur zu bald zeigte sich's, daß der Missionar recht gesehen hatte. Im Jahre 1773 verbündete sich der Nabob vom Carnatik mit den Engländern gegen den Nadscha, weil man ihm vorwarf, daß er die früheren Friedensbedingungen nicht erfülle. Im Grunde aber war es die Eifersucht des Nabob, die ihn zu neuen Feindseligkeiten trieb. Das herrliche Land wurde auf's Neue verwüßtet. Im August 1773 fiel die Hauptstadt Tanjour in die Hände der vereinigten Armee des Nabob und der Engländer. Der Nadscha wurde gefangen genommen. Land und Leute übergab er den Siegern, als ihm eine königliche Behandlung zugesichert war. „So fiel Tolossi Nasa,“ sagt Schwarz, „durch seine eigene Schuld im zehnten Jahre seiner Regierung, nachdem er sich durch Brahminen und Mohren in ein wollüstiges Leben versenken

lassen, wodurch er die Liebe seiner Unterthanen und also eine große weltliche Stärke verloren.“

Während der Kriegsunruhen hielt sich Schwarz einige Monate in dem nahegelegenen Wallam auf. Er arbeitete da in treuem Eifer unter Christen und Heiden. Nach der Eroberung Tanjours eilte er dahin. Groß war das Elend, in welches die Hauptstadt gestürzt war. Sie bot einen ganz veränderten Anblick dar. Die wohlhabenderen Einwohner hatten vor der Belagerung die Stadt verlassen und zum Theil auf Trankbarischem Gebiete Schutz gesucht. Ihre Häuser waren von den Offizieren des Nabob eingenommen. Bettler, Soldaten, Krämer und Handwerksleute waren zurückgeblieben. Der Nabob hatte der Stadt nicht einmal ihren Namen lassen wollen; er nannte sie zu Ehren eines muhamedanischen Heiligen Kadurnagarum. — „Tanjour,“ schreibt unser Missionar, „ist so verändert, daß man es schwerlich erkennt. Der Anblick der Stadt bewegt jedes Mal mein Herz ganz besonders. Wie ist die Herrlichkeit dieses Ortes dahin! Allein was soll man sagen? Sie wollten den Herrn nicht, daher hat der Herr sie in die Hände ihrer Feinde gegeben.“ — In dem Palaste des Königs fand Schwarz den Wala-Sindei verwundet und gefangen. Als der den Boten sah, umarmte er ihn und sagte: „Ach, Padre, sehet, so ist es uns gegangen! Ihr habt uns wohl gewarnt, aber —.“ Wala-Sindei bat Schwarz, er möge für ihn ein gutes Wort einlegen, daß er in sein eigenes Haus gebracht werde. Schwarz that es, und es hieß, diese Bitte sei ihm erfüllt. Als er aber später nach dem Gefangenen sich erkundigte, fand er ihn in einem finstern Gefängnisse, von dessen Fenster aus Wala-Sindei sein eigenes Haus erblicken konnte. „Ich tröstete und bat ihn,“ erzählt Schwarz, „auf sein Heil bedacht zu sein. Er seufzte, bat mich um eine ge-

wisse Arznei und Tsch, was soll ich sagen? setzte er hinzu) ein Tuch, um mein Haupt zu binden. In meinem Hause, fuhr er fort, haben sie an zwanzigtausend Pagoden Gut gefunden und weggetragen; nun habe ich kein Tuch ic. Ich versprach ihm, die Arznei und Tuch zu besorgen. Es wurde besorgt; der Tod aber machte, ehe er es erhielt, seinem Leben und weltlichen Elend ein Ende."

Auch zu dem gefangenen Könige wurde Schwarz gerufen. Als die Beiden sich sahen, wurden sie sehr bewegt. „Kennt ihr mich nicht, Padre?“ sagte der König. „Ich kenne euch gar wohl,“ erwiderte Schwarz, „und bin sehr bekümmert über das, was euch begegnet ist. Nun aber bleibt mir nichts übrig, als ein Wunsch, daß euch Gott Gnade geben wolle, euer Elend mit Geduld zu tragen.“ Einer von den früheren Beamten des Königs, dem Schwarz vor kurzer Zeit seine Furcht über den nahen Untergang Tanjours geäußert hatte, stand dabei. Schwarz fragte ihn: „Erinnert ihr euch, was ich euch vor wenigen Monaten sagte?“ — Er antwortete: „Wir Alle erinnern uns dessen ganz wohl, ihr redetet klar genug, aber wir hatten nicht das Glück, zu folgen.“ Schwarz: „Was helfen euch nun eure Götzen?“ — Er: „Es ist Alles eitel und Nichts mit ihnen.“ — Unser Sendbote hätte gerne noch länger mit dem Könige geredet; aber er mußte vorsichtig sein, da die Leute des Nabob auf Alles genau Acht gaben. Er verließ die Gefangenen mit schwerem Herzen.

Bis in's Jahr 1776 faß der unglückliche König gefangen. Der Nabob hatte ihn in immer strengerer Haft gehalten, bis die Engländer auf seine Freilassung und Wiedereinsetzung drangen. Es wurde festgestellt, daß der Nadscha das Land und seine Einkünfte verwalten, die ostindische Compagnie die Garnison unter Aufsicht und Commando haben, der Nabob aber durch eine Summe Geldes

abgefunden werden sollte. Diesen Zeitpunkt hielt Schwarz für geeignet, bei Tolossi Raja für seine Bitten um Förderung und Unterstützung der Mission Gehör zu finden. Er machte sich nach Tanjour auf; während seiner Abwesenheit vertrat ihn in Tirutschinapalli der Missionar John von Frankebar. Mehrere Male hatte der Heidenbote Unterredungen mit dem Fürsten. Der König bewies sich gegen Schwarz sehr freundlich. Er veranlaßte ihn sogar, die mahrattische Sprache zu lernen, weil er diese sprach. Schwarz that es und übersetzte in dieselbe seine ursprünglich tamulisch geschriebenen Gespräche zwischen Christen und Heiden. Sie enthielten eine Darstellung der christlichen Lehre nebst den Beweisen für den göttlichen Ursprung des Evangeliums. Ein von dem Boten dem Könige angebotenes Exemplar nahm dieser freundlich an; es wurde gesagt, daß er oft darin lese. Schwarz schöpfte neue Hoffnungen für den Fürsten. Allein sie wurden bald getäuscht. Der König vergaß nach seiner Erhöhung sein Unglück. Er wurde ein eifrigerer Gözendiener, denn vorher. Eine Pagode nach der andern wurde gebaut; heidnische Feste wurden mit großem Pomp gefeiert. „Er dämpfet,“ sagt Schwarz von Tolossi Raja „die Hoffnung, die man von ihm geschöpft, gar sehr. Er ergibt sich den Wollüsten mehr und mehr und nimmt sich der Regierung wenig an.“ Wie der König, so kehrten auch die Brahminen zu ihrem alten Treiben zurück. *)

*) Missionar Gercke in Subelur schreibt in einem Briefe vom 1. October 1777 (Neuere Halle'sche Berichte, Band II. S. 821): Die Veränderungen, die mit dem Könige von Tanjour und seinem Lande vorgegangen sind, sind den Heiden übrigens gar wunderbar vorgekommen und haben auf ihr Urtheil von ihren Götzen einen großen Einfluß gehabt. Nach der Einnahme von Tanjour meckte man ein fast allgemeines Verzagen an der Macht der Götzen. Nach der Wiedererhebung des Königs lebte der Stolz der Gözendiener und

Schwarz trauerte über solche Erfahrungen; doch verlor er den Muth nicht. „Gott kann mehr thun, als wir bitten und verstehen.“ Größer noch war sein Schmerz über die Art und Weise, wie die Römischen in Tanjour ihre Missionen betrieben. Nach der Eroberung der Stadt im Jahre 1773 hatte der Nabob einen römischen Offizier aus Portugal zum Commandanten Tanjours eingesetzt. Dieser Mann benutzte seine Macht, den Katholicismus im Lande zu pflegen und zu befestigen. Aber die Mittel, die dabei gebraucht wurden, waren schlechter Art. Ich lasse Dir den Schwarz selbst darüber erzählen. „Die Römischen,“ schreibt er, „nehmen gewaltig zu, nicht durch Predigen, denn damit geben sie sich nicht viel Mühe; sondern durch ihr Puppenwerk. Was die Heiden nur immer haben, das ahmen die Jesuiten nach. Die Götzenwagen haben sie eingeführt nebst dem Tanzen &c., und da ihre italienischen Puppen besser aussehen, als die hier gemachten, so reizt das die armen Heiden, welche nur auf's Sinnliche sehen, gar sehr. Außerdem geben sie Medicin, und ehe sie den Kranken solche geben, betheuern sie, die Mutter Gottes, der heilige Xaverius und Antonius seien darüber angerufen worden. Hilft die Medicin, so ist es die Pflicht der armen Heiden, wie die Jesuiten sagen, ihren Wohlthätern und Beschützern in's Künftige Verehrung zu leisten, damit sie in ähnlicher Noth eben dieselbe Hülfe erlangen mögen. Es ist unglaublich, wie sie über die armen Leute herrschen. Sie müssen

ihr Muth gleichsam von Neuem wieder auf. Es hieß: Seht da die Macht unserer Götter! Pigot (der englische Gouverneur von Madras, welcher im Auftrage seiner Regierung den Naboba wieder auf den Thron gesetzt hatte), muß selbst nach Tanjour kommen, den König wiedererheben und das Land wieder fröhlich machen, d. i. die heidnischen Feste, Aufzüge, Ceremonieen wieder in den vorigen Gang bringen. Dies ist auch der Erfolg gewesen, obgleich er nicht mag beabsichtigt worden sein.“

ihnen den Zehnten geben, imgleichen für Copulationen, Kindtaufen, Beichten zahlen, und sie mögen es gern oder ungern geben, so müssen sie es doch geben, nur damit sie nicht unter den Bann kommen. Ach Herr! hilf und steure dem Jammer!"

In der Kraft des Glaubens verkündigte Schwarz das Wort Gottes munter und getrost. Er kannte den Durchbrecher aller Bande, auf den lehnte er sich in seiner Arbeit. Die christliche Gemeinde Tanjours hatte während der Belagerung ihr Bethaus verloren. Verschiedene Male ersuchte Schwarz den Nabob, ihn beim Bau eines neuen Gotteshauses zu unterstützen. Allein seine Bitten wurden abgewiesen. Die Gemeinde mußte sich einige Jahre hindurch in einem Strohgebäude, welches der fromme Major Stevens auf eigene Kosten errichtet hatte, des Sonntags versammeln. — Zwei Schulen wurden in Tanjour errichtet, die eine war für die tamulischen, die andere für die englischen Kinder bestimmt. Die Frau eines eingeborenen Katecheten leitete eine Strickschule für tamulische Mädchen.

Einen großen Verlust erlitt die Mission in Tanjour durch den Tod des Katecheten Rajappen (1776). Er war in der Missionschule zu Trankebar erzogen, später von den dortigen Missionaren zu Schwarz nach Tirutschinapalli gesandt. Anfangs hatte unser Heidenbote mit ihm große Noth. Rajappen war ein sehr träger Mensch; „er war so faul, daß er sich niederzulegen pflegte, sobald er mir aus den Augen war.“ Alle Bitten und Ermahnungen halfen nicht; und Schwarz sah sich genöthigt, mit körperlichen Strafen zu drohen. Allein der Hindu ließ sich auch dadurch nicht abschrecken; er ließ es auf die Probe ankommen. Der Missionar hielt sein Wort. Von der Zeit fing Rajappen zu lesen an. Seine Trägheit nahm je länger je mehr ab, und er machte schöne Fortschritte.

Lesen kam es zum Privatgebet und dann zu einem erbaulichen Wandel und Umgang mit Andern.“ — Als Katechet war er recht brauchbar. Er besaß die Gabe, die christliche Lehre „ordentlich und lieblich“ vorzutragen. Heiden und Christen liebten ihn. Gegen die Armen war er wohlthätig, mehr, als seine eigene Armuth es erlaubte. — In seiner letzten Krankheit ließ er Schwarz bitten, ihn zu besuchen. Allein der lag selbst in Tirutschinapalli krank darnieder, und der Arzt verbot ihm die Reise. Am Tage seines Todes ließ sich Kajappen noch einmal die Leidensgeschichte von einem christlichen Freunde vorlesen. Als er sie gehört hatte, betete er recht herzlich zu seinem Heilande. Wenige Stunden nachher entschlief er sanft im Glauben an den, in welchem es keinen Tod giebt. Unserem Schwarz ging der Verlust recht nahe. Gerade in dieser Zeit hatte die Tanjournsche Mission Arbeitskräfte nöthig. „Sein Tod“ sagt er, „hat mir oft Thränen ausgepreßt, wenn ich mir vorgestellt seine Liebe, sanften Sinn, lauterer Glauben an Christum und herzliches Verlangen, Christum zu verkündigen. Nun ruhet er von seiner Arbeit und genießt das, was er hier geglaubt. Gott lehre uns durch seinen heiligen Geist, daß auch wir unsere Tage recht anwenden mögen!“

Schwarz erkannte je länger je mehr, daß er, um in Tanjour im Segen wirken zu können, daselbst seinen bleibenden Aufenthalt nehmen müsse. Aber er stand in Tirutschinapalli allein; und diesen wichtigen Missionsposten durfte er nicht verlassen, bevor ein neuer Arbeiter in seine Stelle eingetreten war. Nach langem Harren und vielen Bitten sandte die englische Gesellschaft den Missionar Pohle (1777). Eine andere Hülfe erhielt er in dem Sohne des Missionars Rohloff zu Frankebar. Unser Heidenbote konnte von der Zeit an öfter Tanjour auf längere Zeit besuchen. Wir finden ihn dort im Jahre 1777 vier Mal. Da aber Pohle

in sein neues Arbeitsfeld eingeführt werden mußte, so kehrte er nach einem Aufenthalte von einigen Wochen nach Tirutschinapalli zurück. Im October 1778 nahm Schwarz seinen bleibenden Aufenthalt in Tanjour, ohne jedoch die Leitung der Mission in Tirutschinapalli niederzulegen. Ueber seine Thätigkeit auf dieser neuen Missionsstation soll Dir das folgende Kapitel erzählen.

Du bist's, Du bist's, Herr Jesu Christ!

Kein Helfer sonst auf Erden ist,

Der uns gen Himmel führe.

Wer stammet aus dem Wahrheitsgrund,

Der schauet gern auf Deinen Mund,

Daß er Dein Leben spüre.

Nur Du

Jesu,

Kannst die Heiden

Selig weiden,

Und die Christen

Küsten zu Evangelisten.

Drum hilf, Du König auf dem Thron,

Du gottverkürter Menschensohn,

Daß alle Welt Dich kenne!

Daß bald von Deinem Lebensblitz

Die Creatur im dunkeln Sitz

Für Dich, o Sonn', entbrenne.

Strahle,

Male

In die Bildniß

Klar Dein Bildniß

Aus den Höfen,

Daß die Todten auferstehen.

Gib Deinen Geist in jedes Herz,

Der Geist lehrt Deinen Todesschmerz

Als Lebensquell ergründen.

Er zeigt Dich uns am Kreuz erstarrt,

Dich, der zu Gott erhöht ward

Als Tilger uns'rer Sünden.

Liebster
 Priester,
 Du dem Einen
 Himmlisch Reinen
 Zuzufallen,
 Dazu hilf den Völkern allen!

Siebentes Kapitel.

Chr. Fr. Schwarz in Tanjour.

Die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott, zu zerstören die Befestigungen; damit wir zerstören die Anschläge und alle Höhe, die sich erhebet wider das Erkenntniß Gottes.

2 Cor. 10, 4. 5.

Es ist schon oben erwähnt worden, daß es seit der Zerstörung des Bethauses in Tanjour Schwarzgen's lebhaftester Wunsch war, eine neue Kirche in der Stadt erbauen zu können. Er hatte bei dem Nabob sowohl, als auch bei dem Radscha Hülfe und Unterstützung zu diesem Werke gesucht; allein man hatte ihn mit höflichen Versprechungen hingehalten. Nach seiner Niederlassung in Tanjour betrieb er den Kirchenbau eifriger. Er war trotz aller Schwierigkeiten und Hemmnisse nicht muthlos geworden.

Aber zum Bauen gehört Geld, und das fehlte dem Missionar. Eine eröffnete Subscription brachte nicht so viel ein, als zur Bezahlung der Arbeiter nöthig war. Die reichen Christen in Indien baueten lieber Schauspielhäuser zu ihrem Vergnügen, als Gotteshäuser zur Verherrlichung des Herrn. — Doch Schwarz vertraute seinem Gott. Er fing ohne Geld den Bau an. Der Herr aller Rassen sagte ihm: baue; und der treue Knecht bauete. Am 10. März 1779 wurde im Namen des Herrn von dem englischen Ge-